

# Die Freude, eine Sühler Utopie

**Abschied** | In Beethovens neunter Sinfonie rang die Thüringen-Philharmonie ein letztes Mal mit ihrem Schicksal

Von Peter Lauterbach

**Suhl** – Wie sieht ein letzter Akt aus, hört sich ein letztes Konzert an, lautet eine letzte Botschaft – wenn nach langem Kampf eintritt, was nicht aufzuhalten war? Sieht man ab vom heiteren Silvester-Nachschlag am kommenden Mittwoch, dann hat sich die Thüringen-Philharmonie Gotha-Suhl gestern Abend vom Publikum ihrer Heimatstadt im Thüringer Wald mit einem Konzert verabschiedet, das Antworten auf solche Fragen geben musste. Und doch stand keine Totenmesse auf dem Programm, die Trauer und Wut in den Herzen so mancher Konzertbesucher noch einmal hätte ausdrücken können, sondern die hoffnungsvolle neunte Sinfonie Ludwig van Beethovens. Ein Werk, in das wie in kein anderes eine göttliche Botschaft hineingewoben scheint, das wie kein anderes den Weg aus der Dunkelheit ins Licht beschreibt. Konnte das überhaupt zusammenpassen – ein Abschied mit der „Ode an die Freude“?

## Ein Menschheitstraum

Beethovens Neunte ist ein faszinierendes Werk. Im Lauf der Zeit hat man ihr auch per Aufführungspraxis eine Ausnahmestellung zugeschrieben. Man spielt sie bei Festakten und Jubiläen oder – wie seit vielen Jahren am Leipziger Gewandhaus üblich – zum Jahreswechsel. Das liegt nicht nur am vierten Satz, in dem Beethoven die Instrumentalsinfonie um eine festliche Chorkantate erweitert. Das liegt auch am Schillerschen Text, wo von Freude die Rede ist, wo es um Glück geht, um Freiheit und um Brüderlichkeit. Da wird eine Hoffnung formuliert, die jeder unterschreiben kann: „Freude, schöner Götterfunken!“ Kein Zweifel: Die Neunte ist ein in Noten gegossener Menschheitstraum. Mit ihr werden besondere Momente gewürdigt. Genau dadurch wird sie aber auch verkannt. Sie ist ja kein Besteckkasten, der nur zum Weihnachtessen herangeholt wird. In ihr steckt mehr: Ein persönlicher, ein politischer Kampf des Komponisten mit den Verhältnissen seiner Zeit. Und wohl auch ein göttlicher Gedanke, den Beethoven für die Nachwelt formulierte: „Übern Sternenzelt muss ein lieber Vater wohnen“, heißt es in Schillers Ode. Beethoven



Schlussakkord in Suhl: Gestern verabschiedete sich die Thüringen-Philharmonie von der Südthüringer Konzertbühne.

Foto: ari

hat das in Musik übersetzt. Und so gesehen passte alles zusammen. Ihr politischer Anspruch ist es, der die Neunte Sinfonie zu einem geeigneten Werk auch für den Abschied von einem Orchester macht.

Parallelen drängen sich auf – wenn man sich den mühevollen Entstehungsprozess der Sinfonie vor fast 200 Jahren und das Schicksal der Sühler Musiker, die sie gestern Abend noch einmal spielten, anschaut. Jahrelang hat Beethoven mit den politischen Zuständen nach der Französischen Revolution gerungen. Zwei große Enttäuschungen prägten sein Leben und Schaffen: Die Wandlung Napoleons vom Hoffnungsträger Europas in einen Tyrannen und die Wiederherstellung der alten Herrschaftsverhältnisse nach dem Sieg über den Franzosen. Haben nicht auch die Musiker der Thüringen-Philharmonie jahrelang mit sich und der Welt gerungen? Sind nicht auch sie ein ums andere mal von der Politik, ganz gleich ob sie in Rathäusern oder Ministerien gemacht wurde, enttäuscht worden?

1817, als er schon erste Entwürfe für ein großes Werk im Kopf hat, aber noch nicht so genau weiß, ob daraus die nie komponierte Oper „Bacchus“ oder eine weitere Sinfonie entsteht, schreibt Beethoven an einen Freund: „Was mich anbelangt, so ist seit geraumer Zeit

meine Gesundheit erschüttert, wozu auch unser Staatszustand nicht wenig beiträgt, wovon bisher keine Verbesserung zu erwarten, wohl aber sich täglich Verschlechterung derselben ereignet.“ In dieser Zeit der Enttäuschung wird zum ersten Mal Beethovens politische Idee zur neunten Sinfonie sichtbar. Das verwundert nicht. Beethovens Musik braucht den Widerstand. Sie wächst an ihm: Dem Komponisten ging es um einen Widerspruch zum Zeitgeist, der seiner Meinung nach ein ganz und gar reaktionärer war. Denn die Ideale der Französischen Revolution – Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die ganze gesellschaftliche Bewegung, die in Frankreich losgetreten worden war – sah Beethoven durch die Wiederaufrichtung der alten Verhältnisse in Gefahr. Diesen „freudlosen Zustand“ greift der erste Satz seiner Sinfonie mit niederschmetternden Motiven auf, ehe ganz zum Schluss die „Ode an die Freude“ erstrahlen darf.

Doch bis dahin war es ein weiter Weg: Etliche Jahre brauchte diese Musik, um zu dem zu werden, was man heute unsterblich nennt. Erst 1822/23 hat Beethoven die Entwürfe zu den vier Sätzen fertig gestellt. An diesem langen Zeitraum lässt sich der Reifeprozess des Werkes, lassen sich die mühevollen inneren Kämpfe und Auseinandersetzungen mit sich

und den Umständen der Zeit ablesen. In einer Zeit, in der er allein war, in der er gesundheitlich angeschlagen und bereits total taub gewesen ist, fühlte sich Beethoven dazu berufen, eine Sinfonie zu schreiben, die die Hoffnungen der Menschheit ausdrückt. Kaum einen Ton hat er von diesem Werk selbst gehört. Er hat es aus seinem inneren Gehör, aus seinen Gedanken geschrieben. Das ist es wohl, was das Göttliche dieser Sinfonie ausmacht. Das Streben nach Freude und Glück scheint Beethoven musikalisch um so mehr beflügelt zu haben, um so klarer er sah, dass es sich dabei um eine Utopie handelt.

## Sehnsucht nach Freude

Vielleicht liegt genau hier auch der Schlüssel zu diesem Sühler Konzert von gestern Abend: Ist nicht bei einem letzten Konzert die Utopie, dass auch in Zukunft eine Thüringen-Philharmonie in Suhl spielen könnte, am augenfälligsten? Passt nicht deswegen die „Ode an die Freude“ am besten, weil die Sehnsucht nach Freude dann am größten ist, wenn es keinen Grund mehr zur Freude gibt?

Es ist nicht leicht, das Wörtchen „Freude“ zu singen, wenn der Anlass fehlt. Der Konzertchor Gotha und die Sühler Singakademie, die gemeinsam auf der Bühne im CCS standen,

werden dies gespürt haben. Der erste Choreinsatz, dieses erste Wörtchen „Freude“, ist der wichtigste der ganzen Sinfonie. Denn die Sänger müssen an dieser Stelle genau wissen, warum sie das singen. Es muss aus ihnen herausbrechen, nach all dem Kampf mit der Mühsal der Zeit, den Beethoven drei Sätze lang geführt hat.

Und es brach aus ihnen heraus – Dank einer brillanten Einstudierung durch Andreas Ketelhut und Matthias Beckert. Dank auch des hörbaren Bemühens der Sänger, zu einem guten letzten Konzerterlebnis beitragen zu wollen. Auch die Musiker mühten sich darum, diesen göttlichen Funken, wie ihn Schiller beschrieben hat, in Beethovens Musik erlebbar zu machen. Das sichtbar und hörbar verkleinerte Orchester kämpfte tapfer gegen das schier übermächtige Rund des CCS, dass die Töne nur so schluckt, Nuancen kaum zulässt. Mangels Volumen, also mangels Musiker, keine leichte Aufgabe. Doch Alexander Steinitz dirigierte temporeich bis zum donnernden Schlussakkord.

Dafür gab es am Ende Standing Ovationen von über 1000 Zuhörern. Jeder wusste in diesem Moment: Dies gilt nicht den Solisten, nicht dem Chor, sondern den Musikern. Keine Freude war es, die die Zuschauer bewegte. Aber Hoffnung. Dank Beethoven.